



Gratisbeilage zur „Geissenheimer Zeitung“.

Die Prachtmenschen.*)

Roman von G. Nießsch.

(Nachdruck verboten.)

Willibald Pracht, der ein großes, schönes Gut in Sachsen, unweit der Elbe, besaß, das in seinem Garten einen Liebesbrief gefunden, in welchem eine Ilse einem Hans jähliche Worte schrieb. Er vermutete, daß es die Schneiderin seiner Frau, Ilse Mulad, ist, die diese Spindel an seinen ältesten Sohn, Hans Joachim, gerichtet hat. Pracht begibt sich mit dem Brief zu seiner Frau Hildegard, die gerade ihre Wirtschaftsbücher nachrechnete. Frau Pracht schlägt vor, ihre Nichten einzuladen, die 30jährige Genore und die 17jährige Hilde; wenn Hans diese sähe, werde er wohl die Schneiderin vergessen. Pracht stimmte ihr bei. Während die Eltern dies beratschlagten, waren beide Söhne im Garten. Hans Joachim erzählte dem jüngeren Bruder, warum er nicht Offizier geworden und bei ihm, der Mutter zuliebe, die Offizier-Kaufbahn einschlagen. Ferner teilte er ihm mit, daß er eine blonde Ilse liebe. Am Garteneingang trafen sie den Polen Stranitzky, dem Hans Joachim eine Kart schenkte. Als Pracht nach kurzer Zeit über den Hof ging, hörte er Hilserufe. Der Polad hatte die Gärtnerfrau überfallen. Pracht

befreite die Frau und übergab Stranitzky der Polizei, die ihn nach der Heimatabschob. Ilse Mulad war auf dem Prachtshof eingetroffen. Frau Pracht erzählte ihr von dem Ueberfall und Ilse fuhr am Nachmittag wieder nach Hause. Hans Willibald mußte sie auf Befehl der Mutter begleiten. Unterwegs küßten sich beide wiederholt und Hans erzählte, daß er Offizier werden wolle. Nach einigen Tagen holte Pracht und Hans Joachim die beiden Mädchen von der Bahn ab. Als der mit einem Viererzug bespannte Wagen einen Feldweg kreuzte, sah Pracht ein Liebespärchen auf diesem Weg, das eng aneinander geschmiegt Luftwandelte: Ilse Mulad und der Gohrischer Schullehrer. Bei der Abendtafel, an der es zur Feier der Ankunft Hildes und Genores Wein gab, erzählte Pracht dies Erlebnis. Hans Willibald, schon etwas angetrunken, reagierte darüber auf und bekannte, daß er Ilse liebe. Er begab sich dann auf sein Zimmer und schrieb einen ziemlich tonlosen Abschiedsbrief an Ilse. Schon nach zwei Tagen erhielt er durch seinen Vater, der den Brief geöffnet, Antwort: Ilse nannte ihn einen dummen Jungen. An diesem Tage waren Gutnachbarn zu Besuch eingetroffen, Hohnes, deren finanziellen Verhältnisse nicht die besten waren. Der Sohn, Albin, machte Hilde eifrig die Kur und auf Wunsch der Frau Hohnes sollte die Tochter, Marie, Hans Joachim zu fesseln suchen. Alles armete auf, als Hohnes wieder gingen. Hilde, die Hohnes einen Besuch versprochen, ging am andern Tage dorthin. Die Begleitung Willibalds lehnte sie ab.



Ostergesang auf dem Chiemsee. Von A. Raupp.

(Fortsetzung.)

„Dann gar nicht!“ Hans Willibald warf den Kopf energisch zurück und ließ die Kusine allein gehen.

Hohnes empfingen das junge Mädchen wie eine Fürstin. Frau Hohnes stand am Tor und wehte mit ihrem Taschentuch, Albin kam keuchend von der Landstraße herbeigelaufen. Er hatte Hilde entgegengehen wollen, verließ sie aber. Hilde und Mariechen tauchte auf, fittig und verschämt, wie gestern. Herr Hohnes schlief noch.

*) Die neuen Abonnenten führt dieser Auszug aus dem bereits erschienenen Roman sofort in die laufende Wochennummer ein.

Grau göhne freilichette Gilde immer wieder die wange.
 "Ach, gnädiges Fräulein, fürchtbar fatal, daß Sie, ah,
 verfehlt habe. Bin ganz unglücklich."

Albin versuchte ein unglückliches Gesicht zu machen und
 kopierte getreu das fette Gesicht eines mürrischen Ropses.

Am meisten Verwunderung flößte Mariechen der jugend-

flären Sie mit das alles später einmal. Fräulein Göhne. So
 habe heftige Kopfschmerzen und möchte nach Hause."

Albin machte ein unglückliches Gesicht, und auch Mariechen
 war ehrlich bekümmert. Daß jemand seine Kopfschmerzen
 über ihre Rube stellte, sagte sie überhaupt nicht. Sie war
 wirklich eine ausgezeichnete Landwirtin, arbeitssam wie ein
 Pferd und anspruchslos wie
 ein Kamel. Die Mutter war
 es, welche dem armen Geschöpf
 die Neigung „fürs Höhere“ mit
 Gewalt einimpfen wollte.

Mit Mühe erreichte es
 Gilde, daß sie den Heimweg
 allein wandern durfte. Sie
 konnte es aber nicht ver-
 hindern, daß Albin wie ein
 treuer Hund ein paar hundert
 Schritte hinter ihr ging, damit
 ihr nichts passieren könne.

Am nächsten Tage bereits
 gab Frau Bracht Gilde lächelnd
 einen Brief: „Ich wette, daß
 es ein Heiratsantrag ist,
 Gildchen. Die Luft in und
 um Brachthof scheint der Diebe
 sehr förderlich zu sein. Du
 kannst ausrufen: Veni, vidi,
 vici!“

„Um Gotteswillen, Tante!
 Nur das nicht!“ Gilde war
 ernstlich erschrocken. Langsam,
 zögernd öffnete sie den Brief.
 Er erhielt in Lapidarschrift, die
 aussah, als sei sie mit dem ver-

kehrten Ende des Federhalters geschrieben, nur wenige Zeilen:

Mein gnädiges Fräulein!

Daß Sie es mir angetan haben, muß Ihnen bereits
 gestern klar geworden sein. Ich bin kein Mann der Feder
 und frage daher kurz: Darf ich bei Ihren Eltern um Ihre
 Hand anhalten? Machen Sie durch ein „Ja“ zum glück-
 lichsten der Sterblichen

Ihren ganz ergebenen Diener

Albin Göhne.

Der unerschöpfliche deutsche Nachschub.

Wir sehen hier eine Abteilung neu eingezogener Landsturmpflichtiger auf dem Wege zur Kaserne.
 Mit Recht können wir den deutschen Nachschub unerschöpflich nennen, denn erst jetzt ist man zur Ein-
 ziehung der jüngeren Jahrgänge des Landsturms geschritten, während unsere Gegner bereits die zweite
 und dritte Kategorie bis zur höchstzulässigen Altersgrenze eingezogen haben.

lichen Besucherin ein. Denn sie konnte plötzlich und unerwartet
 einen vollständigen, zusammenhängenden Satz reden: „Guten
 Tag, Fräulein Gildchen, wollen Sie sich nicht mal meine Schafe
 und Rube ansehen?“

„Das hat Zeit bis später, Mariechen, jetzt wird Fräulein
 Gilde erst mit uns Kaffee trinken.“

„Wir wollten aber Tennis spielen, Mama!“

„Später, Albin, Fräulein Gilde muß erst etwas genießen.“

Fräulein Gilde wurde gar nicht gefragt,
 sondern an die festlich mit Blumen und ganz
 unpassend mit provigem Silber reichgeschmückte
 Tafel im Speisezimmer geschleppt. Sie mußte
 fünf Tassen Kaffee trinken und ebensoviel Stücke
 Kuchen essen. Zu reden brauchte sie nichts, das
 besorgte Frau Göhne. Die erzählte ganz aus-
 führlich die Lebensgeschichte ihres braven Albin,
 von der Geburt des elf Pfund schweren Jungen
 bis zum heutigen Tage. Sie lobte Albin über
 den grünen Klee, nannte ihn einen Musterjohn
 und schilderte seine glühende Sehnsucht nach einer
 reizenden kleinen Frau in schmelzenden Tönen
 und lebhaften Farben. Dann sprach sie von
 ihrem Gut, ihres Mannes soliden pekuniären
 Verhältnissen und ihren eigenen zahlreichen Erb-
 ausichten.

Als Gilde endlich zum Tennis ausbrechen
 durfte, waren Kopf und Magen der jungen Dame
 gleich schwer und voll. Dementsprechend spielte
 sie miserabel, doch Albin fand ihre schlechtesten
 Schläge meisterhaft, und Frau und Fräulein
 Göhne, welche zuschauten, schmolzen fast vor Be-
 wunderung.

Nach einer Stunde konnte Gilde nicht mehr,
 sie war mit ihrer Kraft und ihren sonst nicht zu
 verachtenden Nerven fertig. Doch sie hatte den selbst-
 verschuldeten Reiz noch nicht bis zur Reize geleert.
 Mariechen stürzte sich wie ein Stokvögel auf
 Gilde und schleppte sie, mit dem strahlenden Bruder im Ge-
 folge, in ihr Heiligtum: den Ruß- und Schaffstall. Hier wurde
 das stille Mädchen beredt, beim Klirren der Ketten, Stampfen
 und Stoßen der Rube, beim Blöken der Schafe klang auch das
 Trompetenorgan erträglich. Mariechen erklärte die besonderen
 Charaktereigenschaften einzelner Lieblinge mit der ihr eigen-
 en reizenden Naivität.

Gilde hörte scheinbar interessiert zu, im stillen war das



Mohamedanische Freiwillige stellen sich in Stambul zur Einreihung in die türkische Armee.

Gilde starrte ganz entsetzt auf das Schriftstück, dann brach
 sie plötzlich in ein ausgelassenes Gelächter aus.

„Hatte ich recht, Gilde? Es war ein Antrag!“

„Da lies selbst, Tante. Was sagst Du zu einer solchen Un-
 verschämtheit?“

„Nichts. Wir sind es von Göhnes nicht anders gewöhnt.
 Mein Mann sagte mir übrigens heute früh, daß dem alten
 Göhne das Messer an der Kehle sitzt.“

„Und ich soll der Rettungengel sein! Ich danke für diese Mission!“

„Was willst Du tun, liebe Silde?“

„Sofort antworten, auf der Stelle. Der athletische Brautwerber soll nicht einen Tag lang über meine Gefinnung im Unklaren sein.“

„Verzeihe, liebe Silde, wenn ich Dir einen Vorwurf machen muß: Dein Benehmen dem jungen Hühne gegenüber ist nicht ganz einwandfrei gewesen. Du hast ihm Hoffnung gemacht, im Scherz allerdings, die der dumme, eingebildete Mensch aber für ernst genommen hat.“

Silde senkte den Kopf: „Du hast recht, Tante. Ich will mich für später bessern. Der Mensch hatte mich aber geradezu gereizt und herausgefordert, ihn so zu behandeln.“

„Es ist schon gut, Sildechen. Dem Menschen kann ein Denkfetzel wirklich nichts schaden. Und da wir Hühnes nun doch wohl bald los werden, will ich Dir auch keine weiteren Vorschriften für Dein Handeln machen. Schreibe, wie Du willst. Ich werde froh sein, wenn Hühnes damit endgültig für uns erledigt sind.“

Silde zog sich auf ihr Zimmer zurück, setzte sich an den kleinen Schreibtisch und schrieb nach kurzer Ueberlegung:

Geehrter Herr!

Für Ihren Antrag danke ich Ihnen bestens, leider kann ich ihn nicht annehmen. Ich habe es mir zum Prinzip gemacht, meine Hand nur einem Manne von wirklichem Adel zu reichen.

Sildegard von Jensch.

„So, Herr Hühne, nun zerbrechen Sie sich Ihren Akrobatenschädel darüber, was ich mit diesem „wirklich“ sagen will.“

Einige Tage später fuhr die ganze Familie nach Dresden, um der Eröffnung der Kunstausstellung beizuwohnen. Hans Willibald wurde auf sein inständiges Bitten hin mitgenommen. Er machte sich zwar nichts aus den „Klebsereien“, dafür freute er sich aber auf die Oper und das darauffolgende Souper im Leipziger Garten, Dresdens feinstem Weinrestaurant. In Hans Willibald war ein starker Zug zum Grandseigneur, den hatte er wohl von der Mutter ererbt.

Bracht hatte rechtzeitig sowohl Karten zur Oper, wie auch zur Ausstellung besorgt, man konnte somit der feierlichen Eröffnung beizuwohnen, die vor einem exklusiven Publikum in Anwesenheit des Königs stattfand. Elenore interessierte sich lebhaft für alles, besonders aufmerksam lauschte sie der Ansprache, die Professor Ruehl, der geistige Schöpfer der Ausstellung und Leiter der Dresdener Akademie, an das andächtige Publikum hielt.

An dem darauffolgenden gemeinschaftlichen Rundgang beteiligte man sich jedoch auf Wunsch Elenores nicht. Sie wollte selbst die Bilder herausuchen, die ihr gefielen, und nicht von fremden Leuten mit der Nase daraufgestoßen und womöglich in ihrem Urteil beeinflusst werden. Hans Joachim stimmte ihr darin lebhaft zu und beide übernahmen denn auch die Führung.

Es zeigte sich, daß Elenores und Hans Joachims Geschmack völlig übereinstimmten. Ihnen gefielen stets dieselben Bilder. Silde flatterte wie ein Schmetterling von einem Bild zum andern, lobte mit jugendlichem Ungestüm und tadelte ebenso. Doch hörte sie auch gern die Aufklärungen Hans Joachims und der Schwester. Letztere entpuppte sich unerwartet als Kenner, sie wußte über Sezeßion, Impressionismus, Symbolismus, Freilicht, Atelierlicht usw. genau Bescheid, konnte sogar über Farbenbehandlung und Maltechnik wie ein ausgebildeter Maler Aufschluß geben. Brachts, namentlich Hans Joachim, waren darüber angenehm erstaunt. Silde dagegen fand für besonders bemerkenswerte Bilder sofort ein passendes Schlagwort, das oft große Heiterkeit erregte und von Elenore im Katalog bei dem betreffenden Bild verzeichnet wurde.

Plötzlich blieb Elenore vor einer großen Leinwand stehen, die fast allein, gut beleuchtet, in einem dekorativ wirksam ausgestatteten Saal placiert war. Elenore sagte Hans Joachim am Arm: „Wie gefällt Dir das?“

Hans Joachim sah seine Kusine erstaunt an, denn ihre Stimme hatte ganz heiser geklungen und ihre Hand lag schwer auf seinem Arm. Er suchte im Katalog: „Wolfgang Enke. Der liebe Gott geht durch den Wald.“ las er halblaut, dann trat er still zurück und betrachtete das Bild lange.

Es war ein Waldinterieur, meisterhaft gemalt. Man ahnte, daß durch die Blätter und Zweige ein leises Raunen ging. Die Vögel waren plötzlich verstummt, ein Reh hielt im Sprung inne. Die Tiere fühlten das Walten, den leisen, hei-

ligen Schritt des Herrn. Silber Friede strömte aus dem Walde auf den Beschauer über.

„Ein Meisterwerk.“ Hans Joachim sagte es wie zu sich selbst. „Von einem echten Talent und einem echten, guten Menschen gemalt. Denn nur ein solcher kann so rein und schön empfinden.“

Wieder blickte er erstaunt auf Elenore, denn sie hielt seinen Arm krampfhaft umklammert.

„Ich danke Dir, Hans Joachim. Du weißt nicht, was Du mir damit Gutes getan hast.“

Ihre Blicke trafen sich; Hans Joachim glaubte Elenore verstanden zu haben. Sein Wort wurde mehr über das Bild gesprochen. Elenore richtete sich stolz in die Höhe, in ihren Augen zeigte sich ein feuchter Glanz und über ihr Gesicht ging ein seliges Leuchten.

Frau Bracht hatte den Blick aufgefangen, den Elenore und Hans Joachim miteinander wechselten. Ihr Herz klopfte laut und freudig, die seligsten Hoffnungen wurden in ihr wach. Mit diesem sonnigen Gefühl sah sie auf das Bild: „Wie schön! Das ist echte Kunst. Man versinkt förmlich in Andacht davor.“ So gingen sie von Bild zu Bild. Stunden vergingen wie im Fluge.

Endlich aber waren die alten Brachts doch müde geworden. Es wurde deshalb beschlossen, nach dem Belvedere auf der Brühlischen Terrasse zu fahren und dort zu Mittag zu speisen. Es war ein Uhr vorüber, alle hatten tüchtigen Hunger.

Das Belvedere war nur mäßig besetzt, man sah es den Gästen an, daß sie durchreisende Fremde waren. Brachts wählten einen Tisch nahe am Eingang, von dem aus man tief unten die Elbe und weiter hinten rechts die Roschwißer Höhen vor Augen hatte.

Nach Tisch fuhr die ganze Familie mit der elektrischen Bahn nach Roschwitz hinaus.

Im Restaurant Roschwitzhöhe wurde der Kaffee eingenommen, dann ging es denselben Weg wieder zurück, denn das Theater begann schon um sieben Uhr und namentlich die Damen wollten vorher noch Toilette machen. Wohlbehalten langten die Ausflügler eine Stunde später im Hotel Bellevue an, wo für die Nacht Zimmer genommen waren. Denn die Rückfahrt am selben Abend wäre zu un bequem geworden, auch würden sie nicht vor zwei Uhr in Brachthof gewesen sein.

Es wurde Lohengrin gegeben. Herr von Bary, der neu entdeckte, ausgezeichnete Tenor der Dresdener Hofoper, sang den Lohengrin, Fräulein Steinau die Elsa. Auch die übrigen Rollen waren ersten Kräften anvertraut. Dementipredend war das Haus vollständig ausverkauft. In den Rängen und im Parterre schimmerten die hellen Toiletten, bligten die funkelnden Steine der Damen.

Elenore und Silde kannten das Opernhaus zwar schon von früher her, da jedoch schon acht Jahre dazwischen lagen, erschien ihnen alles neu und interessant. Elenore sah mit bligenden Augen da, so angeregt und lebhaft hatten Brachts sie noch gar nicht gesehen. Sie trug ein duftiges, weißes Crêpe de Chine-Kleid, das nur mit kostbaren weißen Spitzen garniert war. Um den entblößten Hals trug Elenore ein feines Goldkettchen mit einem einzigen Solitär. Auch Silde war in helle Seide gekleidet.

Die schönen Mädchen erregten Aufsehen, und mehr als ein Opernglas richtete sich nach der Brachtschenloge im ersten Range. Frau Bracht war in rehbrauner Seide und sah sehr vornehm aus, die Herren gingen im Smoking. Hans Joachim war blaß und erregt, die Mutter musterte ihn wiederholt verstohlen. Er hatte am Nachmittag einen kurzen Versuch gemacht, sich vom Theaterbesuch auszuschließen, war aber auf solchen energischen Widerstand von allen Seiten gestoßen, daß er schnell kapitulizierte.

Brachts waren frühzeitig erschienen. Sie musterten neugierig die Kommenden und tauschten ihre Betrachtungen aus. Elenore studierte den Theaterzettel: „Sage, Hans Joachim, ist Herr von Bary nicht ein ganz neuer Sänger?“

„Ja, Elenore. Er ist direkt aus dem Irrenhaus zu uns gekommen!“

„Was?“ Elenores und Sildes Augen waren zugleich verblüfft und ungläubig auf Hans Joachim gerichtet. Er lächelte: „Nicht so, wie Ihr meint. Bis vor zwei Jahren, glaube ich, war er noch Nervenarzt an einer Leipziger Anstalt. Dann wurde er, wie üblich, „entdeckt“ und kam nach einem kurzen Studium direkt an unsere Oper. Sehr zu ihrem Vorteil, denn er ist ein ebenso ausgezeichnete Sänger wie Darsteller.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Unteroffizier Wanedde war mit seinen Leuten vom Patrouillengang zurückgekehrt, hatte Meldung erstattet und ging nun über den Hof der Meierei dem großen, langgestreckten Gebäude zu, in dem die Mannschaften untergebracht waren.

Das war nun alles ganz gut und schön. Da hatten Thienemann I und Thienemann II wieder einmal mehr als ihre Pflicht getan, so daß der Hauptmann sie zum Eisernen Kreuz eingeben wollte — und mit Recht! Aber — was galt die Wette? — wenn der Unteroffizier jetzt dort eintrat, würde er Thienemann I und Thienemann II doch wieder getrennt finden, jeden am anderen Ende des Raumes. Daß sie das Wetter! Wo es sich um Dienst handelte, verstanden sich die Brüder unvergleichlich, arbeiteten sich in die Hände, daß es eine Freude war, sie zu beobachten. Und gar erst im Gefecht! Da kämpften sie Schulter an Schulter, wie von einem Willen bejeelt. Das waren noch Soldaten! Stark, mutig, zuverlässig. Das stand wie aus Erz gegossen, wo ein Punkt zu halten war, und wach und wankte nicht. Sieß es dann aber „Feierabend!“ war alle EINTRACHT dahin. Wohl gab es nicht Streit. Doch wo sie konnten, mieden sie einander. Und nie gönnte einer dem andern ein gutes Wort. Erst hatten die Kameraden eingzugreifen versucht. Zwei solche Kerle und leibliche Brüder noch dazu, die mußte man doch zusammenbringen können! Aber wie sich einer nach dem andern bei dem Unternehmen die Finger verbrannt hatte, wurden sie schließlich auch weniger dringend und ließen die seltsamen Brüder gewähren.

Der Unteroffizier stieß die Türe auf und sah suchend in den blauen Rauch, der aus zahllosen Pfeifen aufstieg. Richtig: da saß der eine und dort der andere. Thienemann II hatte sich mit Freunden in einen Eck vertieft. Thienemann I las. Das tat er immer in seinen Freistunden. Bücher, Kalender, alles, was sich an Lesestoff in der Kompagnie fand, wanderte schließlich zu ihm. Still und andächtig wie ein Schulkind konnte der große Mann dasitzen und Seite um Seite lesen, ohne eine Zeile auszulassen.

Man sah gleich, daß die Brüder sehr ungleich im Alter waren. Mehr als fünfzehn Jahre mochten sie trennen. Und doch waren sie einander ähnlich, wenn es auch nicht so in den einzelnen Zügen lag und der Ältere schlanker und ranke war. Den festgeschlossenen Mund mit den schmalen Lippen hatten sie beide.

Zuweilen sah einer der Brüder flüchtig auf. Aber nie ging ein Blick von einem zum andern. — — —

„Nun dürfte auch einmal Frost kommen,“ meinte der Unteroffizier, während er mit Thienemann II im Regen die Dorfstraße entlang ging. Es regnete nicht stark, aber unaufhörlich. Nun, sie hatten ja noch ihr altes, trockenes Quartier. Sie konnten es aushalten. Aber vorn im Schützengraben mußte es jetzt scheußlich sein. Kühles Bollbad!

„Ob heute Feldpost kommt?“ fügte er nach einer Weile unermittelt hinzu. Einen Augenblick lang sah er seine nette, saubere Wohnung daheim in der Kaserne vor sich, seine Frau und die Kinder. Ob man das alles jemals wiedersehen würde? Thienemann II sah auch etwas: Ein strohgedecktes Haus, das etwas verloren am Ende des Dorfes lag. Wollte man hinein, kam man an einem Vorbau, einem kleinen Dach auf Stützen, vorbei, unter dem immer sehr ordentlich geschichtetes Holz lag. In der Tür sah der Spieß, der keinen Fremden einließ, und drinnen, — drinnen im Halbdunkel der Diele war Mutter ...

„Ja, schön wäre es, wenn wir Post kriegten.“

„Na, Sie können sich ja nicht beklagen, Thienemann. Für Sie ist noch immer was mitgekommen. Sie werden behandelt wie — gerade wie so'n Einziger.“

Der Rusketier schwieg.

„Was Ihr Bruder ist,“ setzte der Unteroffizier plötzlich hinzu, „der kann das nicht von sich sagen. Für den ist nie was dabei.“

„Hat er selber schuld,“ entgegnete Thienemann frostig. So, nun fing also Wanedde auch noch davon an. Das war doch wahrhaftig nicht nötig.

„Kann das denn nicht wieder ins Rot gebracht werden?“ drängte der Vorgesetzte halblaut, eifrig.

Der andere schüttelte den Kopf: „Neel!“

„Sind Sie da ganz sicher? Mir kommt es doch manchmal so vor, als ob da nur das rechte Wort fehlt.“

„Das ist es ja gerade. Das rechte Wort fehlt. Aber das muß von ihm kommen!“

„Hören Sie mal, er ist der Kelter!“

„Er soll es ja auch nicht zu mir sprechen, sondern zu Mutter.“

„So, so! Na, das wußte ich nicht.“

„Ja, das glaube ich wohl. Das weiß hier keiner. Zwischen ihm und mir ist nie was gewesen. Ich war ja noch ein Armkind, wie er fortging und nicht wiederkam. Aber mit unserer Mutter und ihm, — sehen Sie, — das wollte und wollte nicht stimmen. Unsere Mutter war ja nie eine von den Weichen, sie war auch wohl manchmal zu streng. Aber, lieber Gott, wenn so eine Frau eine schwere Jugend gehabt hat und dann einen Mann, der lange Jahre krank ist, und sie hat alle Last allein, da soll ihr wohl das Nachsehen vergehen. Und sie meinte es doch gut mit uns.“

„Verstehe, Thienemann, verstehe. In meinem Elternhause gab es auch allerlei. Meine Mutter, die konnte auch scharf regieren. Und ein höllisch loses Handgelenk hatte sie. Hastdunichtgesehen, da hatte man schon eins hinter die Ohren. Wenn ein Kind darum gleich ausreißen wollte! Es bleibt doch immer die Mutter. Hauptfrage ist, wie sie's meint.“

„Sage ich ja. — Aber was mein Bruder ist, glauben Sie wohl, daß der das einsieht? Kein Gedanke dran. — Was da so im einzelnen damals vorgefallen ist, weiß ich ja nicht, weil ich doch noch so klein war. Nur so viel weiß ich: Er hatte unserer Mutter wieder einmal schweren Kummer gemacht. Und — da war's eben aus.“

Der Unteroffizier schwieg eine Weile. Dann sagte er langsam, prüfend: „Das muß aber doch alles schon sehr lange her sein. Wenn er nun jetzt zurückkäme, könnte sie ihm da nicht verzeihen?“

Thienemann antwortete nicht gleich. Dann aber brach es plötzlich hervor: „Darauf wartet sie ja nur. Darauf wartet sie all die Jahre, daß er zurückkommen soll, damit sie ihm vergeben kann. Aber — er kommt ja nicht. — Wir Brüder haben uns erst hier im Regiment wiedergesehen, als der Krieg anging. Und ich glaube, wir könnten wohl zusammen auskommen, wenn nur das nicht wäre, daß er nicht zu Muttern kommen will. Gleich wie wir uns so neu wieder kennen lernten, habe ich ihn gefragt, ob er nicht mal einen Gruß nach Hause schreiben will. Er hat nicht gewollt. — Und so lange er das nicht will, so lange sind wir keine Brüder. Punktum!“ — — —

Durch die Feldpost war es ein bißchen später geworden, als sonst.

Briefe und kleine Pakete waren gekommen. Und nun war das ein Lesen und Erzählen, ein Auspacken und Beigen und Bewundern. Und vieles wurde geteilt.

Es war auch ein Kästchen für Thienemann II abgegeben. Für Thienemann I war, wie immer, nichts dabei gewesen. Woher auch?

Aber wie er so saß, sich den Rücken am Ofen wärmte — es war heute auf Posten kalt gewesen — und gemächlich seine kurze Pfeife anrauchte, sah er, wie aus seines Bruders Paket etwas wie ein grauer Dappen zur Erde fiel, ohne daß es jemand bemerkte.

Was das wohl sein konnte? Unwillkürlich ließ er das Buch, in dem er hatte lesen wollen, niedersinken. Was das wohl sein konnte? Im Grunde ging es ihn ja nichts an. Aber seine Gedanken mußten immer wieder darum herumspielen, wie Hliegen, die, hundertmal verscheucht, hundertmal zurückkehren.

Was das wohl sein konnte? Irgendetwas, was Mutter für seinen Bruder geschickt hatte, natürlich. Irgendetwas, was gerade so akkurat war wie die herbe strenge Frau selber.

Er rauchte stärker.

Rein, für ihn gab es keine Heimkehr, und wenn er auch heil aus dem Kriege kam. Da hätte die Mutter eine andere sein müssen, eine ganz andere. So eine, die auch einmal fünf gerade sein lassen konnte. Aber die war ja so genau, so grausam genau. Die konnte niemandem was nachsehen. Und bei ihm war ja immer vielerlei gewesen, was Nachsicht forderte, besonders damals ...

Uebrigens — das Ding lag da immer noch unbeachtet. Wie zufällig stand er auf, legte sein Buch auf die Bank und begann langsam herumzugehen.

So war er unmerklich dem Platz seines Bruders näher gekommen, und da rührte auch schon sein Fuß an das, was aus dem Paket gefallen war. Und keiner sah her, keiner.

Da blühte Thienemann I sich plötzlich rot wie ein Rind und brachte das Briefchen an sich.



Nach der Schlacht. Nach dem Gemälde von L. Becker.

Aufatmend richtete er sich wieder auf. Wie dumm ihm das Herz schlug, bis an den Hals! Und wie ihm die Hände gitterten! Aber bemerkt worden war er nicht. Fast konnte er seine Füße nicht regieren, wie er sich langsam wieder fort-schob, der Tür zu, so war ihm die Aufregung in die Glieder gefahren.

Endlich war er doch draußen. Und dann stand er in dem leeren Gang, den nur eine Stalllaterne kümmerlich erhellte, und betrachtete und befühlte, was er da in Händen hielt.

Ein Strumpf war es, ein gewöhnlicher derber, grauer Strumpf, ganz wie alle Soldatenstrümpfe. Mutter hatte den geschickt für ihren Ringsten . . .

Er schob eine Faust hinein und den Unterarm fast bis an den Ellenbogen. Schön warm war dieser Strumpf doch. Kein Wunder. Mutter nahm immer das beste Garn. Sie sagte, es sei Verschwendung, billig zu kaufen. Ihr stach kein Schund in die Augen.

Wie er so auf den Strumpf hinsah, guckte mit einemmal durch ein Loch sein Finger durch. Eine Masche war da gefallen.

Er schüttelte ungläubig den Kopf. War das denn möglich? Ja, war denn Mutter nicht mehr Mutter? War das denn nicht mehr die Frau, die einst seiner kleinen Schwester Grete das Strickzeug um die Ohren geschlagen und sie gezwungen hatte, die fast fertige Arbeit ganz bis zum Anfang wieder auf-zurebbeln, nur weil sie einmal rechts statt links gestrickt hatte und so eine Blunderei doch unmöglich durchgehen konnte?

Und nun war ihr das passiert! Eine ganz schimpfierte Socke hatte sie in die Welt gehen lassen!

Er stand und starrte. Wenn Mutter das hatte tun können, wie mußte sie alt geworden sein!

Hatte sie denn ihre scharfsichtigen Augen nicht mehr? Oder war ihr das alles gleichgültiger geworden . . .

Wie etwas ganz Neues kam es über ihn. Mutter mußte alt geworden sein! Nie, nie in all den Jahren hatte er sich

das vorgestellt. Immer hatte er sie vor Augen behalten, wie er sie zuletzt gesehen hatte: rüstig, stark und — hart.

Und nun war sie vielleicht schon lange nicht mehr rüstig und vielleicht — vielleicht auch nicht mehr so hart. Daß ihm das niemals früher eingefallen war, auch dann nicht, als er dem Bruder im Regiment begegnete. Mit keinem Wort hatte er nach ihr gefragt. Aber die gefallene Masche, die hatte ge-sprochen.

Fast hätte es ihn nun aus seinem Gleichgewicht geworfen. Das war ja so unerwartet gekommen. All die bösen, kalten Gedanken, die er ausgeschickt hatte, eine harte Frau zu krän-ken, hatten mit einemmal kein Ziel mehr. Mutter war alt geworden . . .

Als der Unteroffizier Bornede seine Leute zum Kirch-gang antreten ließ, fehlten Thienemann I und Thienemann II. Ja, waren denn die beiden zusammen?

Etwas neugierig wollte er gerade selber noch einmal ins Haus gehen und hatte den Fuß schon auf der Schwelle, als er plötzlich ihre Stimmen aus einem offenen Fenster hörte.

„Du?“ fragte die Stimme von Thienemann II in tiefem Staunen.

„Ja, ich wollte Dir nur sagen . . .“ Rouse, dann ging es hastig weiter: „der Brief, den Du da schreibst, ist doch an Mutter?“

„Ja.“

„Da meine ich nur: kannst mir auch noch ein bißchen Platz lassen, damit ich einen Gruß darunter schreibe . . .“

„Na, endlich!“ dachte der Unteroffizier befreit.

Langsam kehrte er zu den anderen zurück, sehr langsam. Einmal fiel ihm sein Bleistift hin, und er mußte sich danach bücken und erst ein wenig herumfuchsen, bis er ihn wieder hatte.

Endlich, als er annehmen konnte, daß sie drin wohl fertig wären, rief er schallend über den Hof: „Thienemann I, Thienemann II, wird's bald?“

Gescheitert.

Roman von Viktor Gelling.

(Nachdruck verboten).

1.

Der freie Platz vor dem Bahnhof bot das übliche Bild der Stadt von zehn- bis dreihigtauend, wie er sich ausnimmt, wenn gleichzeitig schlechtes Wetter ist. Schwarze, unfreundliche Fenster mit mehr oder weniger schief aufgezogenen Rouleaux, die Betriebsdiensträume. Etliche Fenster überhaupt öde und faßl; etliche — die Beamtenwohnungen — mit weißlichen oder schmutzigen Gardinen und Vorgardinen verziehen. An einem von den 62 Fenstern, die ich zähle, ein Blumentopf mit rotpapierner Manschette.

Auf dem freien Platz, inmitten eines Schneetreibens, zwei Hotelwagen, ein gelber mit roter Inschrift. Die beiden Pferde in Kummel und Gabeldeichsel halten ihren Kopf unbeweglich gesenkt.

Menschenleben sind nicht zu beklagen. Es sind keine da. Sie werden erst von dem Moment an sichtbar, wenn ein Zug einfährt, um die Provinzstadt Neuburg nach ein bis zwei Minuten wieder zu verlassen.

Es steigen nur wenige Passagiere aus.

Zwei Herren sind es, die von den beiden Hoteldienern in Empfang genommen werden. Beide sind groß und schlau. Beide sehr gut angezogen. Beide mit dem Schnellzug ange-langt. Beide Herren entscheiden sich, in dem Hotelwagen des „Blauer Birch“ Platz zu nehmen.

Sie sind schon vorher in dem gleichen Abteil gefahren, haben sich schon unterwegs kritisch gemustert, ohne bis Neuburg ein einziges Wort gewechselt zu haben. Schließlich fuhr man doch erster Klasse, gerade um Reisebekanntschaften zu meiden. Jeder ließ es sich an seiner Lektüre genügen.

Erst als beide sich in Neuburg erhoben, um den Zug zu ver-lassen, sahen die beiden Herren sich genauer an. Und vorsichtig und unauffällig fuhrten sie in der gegenseitigen Ausrüstung fort, als sie in dem Hotelwagen Platz gefunden hatten. Nach einiger Zeit wurden die Koffer gebracht und auf der Galerie verstaут, und mit dem Handgebad fanden sich gewisse gelbe Lederfuttermale ein, die keinen Zweifel darüber ließen, daß sie einen Säbel enthielten. Nun war jeder der beiden Ankömmlinge sich darüber klar, daß der andere Offizier sein müsse. Mindestens aber ein Stabsarzt oder eine Militärperson. Manchmal täuschen auch Säbelfuttermale,

Oberleutnant Goh von Reichenhausen — der eine der bei-den — enttann sich, im stillen lächelnd, daß der Oberarzt, mit dem er bisher in Goldap zusammen in Garnison gestanden hatte, sich regelmäßig, wenn er in Zivil nach Breslau fuhr, von einem Husaren das Säbelfutteral nachtragen ließ.

Auch der andere Herr, Oberleutnant Müllers, der von seinem Breslauer Feldartillerie-Regiment nach Neuburg zur Dienstleistung kommandiert war, war sich über sein Gegenüber so ziemlich im reinen.

Trotzdem unterließen beide Herren es, sich einander vor-zustellen. Dazu lag noch ganz und gar keine Notwendigkeit vor. Jeder von ihnen war zu sehr von den ersten Eindrücken gefesselt, die ihm der künftige Wohnort auf dieser rumpligen Fahrt durch die schlechtgepfasterten Straßen bot. Vielver-sprechend war dieser Eindruck nicht.

Oberleutnant Goh von Reichenhausen hatte zwar einen kleinen Lauch zum Besseren gemacht. Die kleine Kreisstadt Goldap an der Linie Insterburg—Lud der preussischen Staats-bahn war noch ein gut Teil armseliger, als dieses Neuburg, wohin er soeben durch allerhöchste Kabinettsorder verschlagen war, und dann vor allem gab es hierzulande doch mal etwas anderes zu sehen, als lediglich Getreide und Vieh und die 272 Meter hohen Goldaper Berge. Hier, in Schlessien, war auch ein anderer Menschen-schlag zu Hause, nicht Litauer und Polen, und das Dragoner-Regiment Graf Schlich, viertes Schlessisches Nr. 7, stand im allerbesten Renommee. Der Oberleutnant hatte einen Vetter hier, einen Reichenhausen-Rittmarshausen, und kannte durch diesen schon eine ganze Reihe seiner neuen Regi-mentskameraden.

Oberleutnant Müllers kam aus Breslau. Ihn hatte le-diglich seine reiterliche Passion nach Neuburg gezogen. Er hatte sich selbst hierher gemeldet und war glücklich, als sein Wunsch in Erfüllung ging. Das kleine Nest mußte mit in Kauf genom-men werden. Dafür hatte das Regiment einen um so besseren Ruf. Die Neuburger Dragoner waren überall gern gesehen, überall gut angeschrieben. Der Landverkehr, den sie unter-hielten, war, wie allgemein bekannt war, ein überaus reger. Am Regiment gab es bis vor kurzem nur alteingesessene Namen, selbst der neue Adel hatte gefehlt. In dieser Hinsicht war erst in allerletzter Zeit, wie fast überall in der Armee, ein kleiner

sondern in erster Linie diesen Zweck, der sich in vollsten Regimentsvollzug, seine Kommandierung zur Dienstleistung bei den 7. Dragonern zu verdanken hatte.

Nun war man schon auf dem Markt von Neuburg angelangt. Der Wagen hielt. Ein Hausdiener kam in halber Eilfertigkeit heran, um den Schlag zu öffnen.

Müllers wollte warten, bis sein Gegenüber ausgestiegen sei. Aber Gog von Reichenhausen blieb ruhig sitzen und sagte nur mit einer Handbewegung nach der offenen Tür: „Bitte!“

Es klang militärisch kurz und bestimmt. Er schien auch jetzt noch alle Weiterungen vermeiden zu wollen. Als er mit seinem Handgepäck in die Einfahrt des Hotels trat, war sein Reisegefährte schon in Unterhandlungen mit dem Wirt. Der Wirt verbeugte sich gleichwohl vor ihm.

„Bitte, womit kann ich Ihnen dienen?“

„Oberleutnant Gog von Reichenhausen. — Ich wünsche ein bis zwei Zimmer, wenn möglich, zusammenhängend. Kann ich das haben?“

Der Wirt, Herr Goldammer, verbeugte sich sehr devot. Es ging ihm sehr sauer an, als er erwidern mußte: „Außerordentlich bedauerlich, Herr Baron —, aber die einzigen zusammenhängenden Zimmer, über die ich noch verfüge, hat soeben Herr Oberleutnant Müllers für sich belegt. Vielleicht einigen sich die beiden Herren...“

Müllers verbeugte sich vor Gog und nannte seinen Namen.

„Angenehm!“

„Ich stehe Ihnen selbstverständlich zur Verfügung, wenn Ihnen besonders viel daran liegt.“

„Ree, danke! Danke wirklich, Herr Müllers! Ich nehme dann einfach ein größeres Zimmer. Das haben Sie wohl, Herr...“

„Selbstverständlich!“ versicherte Herr Goldammer. „Fritz, der Herr Baron bekommt das Schlafzimmer — unser sogenanntes Fürstenzimmer, Herr Baron. Ich komme gleich selbst mit hinaus.“

Als Oberleutnant Müllers in seinem Zimmer war, trat er an das Fenster und sah auf den Marktplatz hinunter. Ein ironisches Lächeln zuckte um seine Mundwinkel, als er sich des eben erlebten Ausfluges erinnerte. Keine Frage, der Reisebegleiter, der sich so reserviert verhalten hatte, war sein neuer Regimentskamerad. Er entsann sich jetzt genau, den Namen im „Militär-Berordnungsblatt“ gelesen zu haben. Er war gleichzeitig mit ihm nach Neuburg versetzt worden. Dabei ärgerte er sich etwas über die steife Höflichkeit, die dieser Herr von Reichenhausen bewahrt hatte. Aber schließlich — dieser eine neue Regimentskamerad konnte ihn nicht entmutigen. Vielleicht waren die anderen um so entgegenkommender. Sie standen ja alle in so gutem Rufe. Und ein wenig Erfahrung im Umgang mit Kameraden durfte er sich wohl zutrauen.

Er öffnete die Koffer, die mittlerweile heraufgetragen waren, und vertauschte sein Reisegepäck mit einem bequemen Hausanzug. Der Burische, der mit den beiden Pferden mittels Landmarisches kam, konnte vor Abend nicht in Neuburg anlangen. So war er also auf sich selbst angewiesen. Am Nachmittag wollte er dem Regimentsadjutanten seinen Besuch machen und am nächsten Vormittag sich melden. Er klingelte, ließ sich die Speisekarte bringen und bestellte sich etwas zu essen.

Gog von Reichenhausen tauchte sehr rosig und erfrischt unten im Speisesaal auf. Er hatte mit Hilfe seines Goldamer Burischen soeben ein Bad genommen und war von der Badeeinrichtung des Hauses sichtlich befriedigt.

Er machte dem Wirt sein Kompliment.

„Hat tadellos funktioniert. Gefällt mir, Ihr Hotelchen!“ (Auch das sehr adrette und etwas kokette Stubenmädchen hatte ihm sofort gefallen.) Der Wirt verbeugte sich.

„Freut mich ungemein, Herr Baron!“

„Schön. Und nun noch eins, Herr Goldammer —“

„Goldammer, zu dienen, Herr Baron —“

„Goldammer? Reizend! Genau wie der kleine, nette Vogel? — Na, also, Herr Goldammer. Wissen Sie, ich diniere gern allein, wenn ich in'n Hotel komme. Könnten Sie mir garantieren, daß ich so'n kleines Plätzchen solo und ungeniert im Speisesaal abfrage — wie?“

„Aber gewiß, Herr Baron! Das würde sich sowieso niemand gestatten, sich an den Tisch von Herrn Baron zu setzen. Und übrigens —“ Herr Goldammer dämpfte bei vertraulichen Mitteilungen seine Stimme — „der Herr Oberleutnant Müllers hat sich seine Mahlzeit auf sein Zimmer bestellt.“

„Müllers? Oberleutnant Müllers? Kenne ich nicht!“

„Dann bitte ich um Vergebung! Das war der Herr, der

„Ich bin sehr dankbar für die Aufmerksamkeit, die Sie mir entgegenbringen.“

Gog von Reichenhausen nahm Platz und bestellte. Er verordnete Ruhe auf die Komponierung des Menüs. In Sachen „Essen“ hatte er einen gewissen Ruf. Ein Reichenhausen hatte einmal ein Kochbuch herausgegeben, nach dem an einigen Fürstenhöfen gekocht wurde. Seitdem hatte sich diese Ader in der Familie Gog von Reichenhausen vererbt. Diesmal war Fedor Gog von Reichenhausen, aus der Linie Jannenberg, der Erbe des Talentes des Urahnen.

Herr Goldammer konnte nicht umhin, von Zeit zu Zeit von weitem persönlich der Bedienung zuzusehen, die der neue Gast in seinem Hause fand. „Gelegnete Mahlzeit“ hatte er schon gewünscht. Im übrigen schien es der Baron nicht zu lieben, bei der Tafel gestört zu werden. Herr Goldammer beobachtete aus dem dunklen Hintergrunde sorgenvoll-bedenklich.

Aber er war sofort beruhigt, als er sah, daß Baron Gog von Reichenhausen sich jedesmal mit Befriedigung über die Schüsseln hermachte und den Macon mit Behagen hinuntergleiten ließ. Für so was hatte Herr Goldammer einen feinen Blick. Und er hatte auch recht.

„Also wieder 'n kleiner Sonnenblick“, sagte sich Gog von Reichenhausen, „man ist gut in diesem Neuburg. Das ist nicht zu gering anzuschlagen.“

2.

Nach dem Kaffee und dem Bieuz Kognak mit der nötigen Anzahl Sterne erhob sich Gog von Reichenhausen, ließ sich von seinem Diener den Pelz bringen und machte sich, eine dicke Lopez zwischen den Lippen, auf, um seinen Vetter Egon zu besuchen.

„Keine fünf Minuten zu gehen bis zu der Villa des Herrn Baron von Reichenhausen. Eine reizende, weiße, einstöckige Villa!“ beeilte sich Herr Goldammer zu antworten, als der Oberleutnant nach der Wohnung des Rittmarschallens gefragt hatte. Sie wurde ihm so beschrieben, daß er sie unter keinen Umständen verfehlen konnte.

Egon von Reichenhausen kam dem Vetter im Vestibül entgegengefliegen und stutzte.

„Nichtenskind?! Heute schon? Wir haben Dich frühestens morgen erwartet. Es war doch großer Empfang geplant! Na, das ist eine schöne Ueberraschung! Wann bist Du denn eingepaßiert in dieser Zentrale des Stumpfsinns? Leg', bitte, ab! Ich sehe Dich eben in das Haus kommen und denke, ich soll meinen Augen nicht trauen. Also warst Du's wirklich!“

„So ist es!“

„Also herzlich willkommen! Kam Dir wohl höllisch überraschend, die Versetzung?“

„Ja und nein. Ich bin aber gar nicht böse über den Tausch. Goldammer und so... Hier sind doch sehr charmante Leute, und dann Du und Silda! Uebrigens haben wir uns ja seit Ewigkeiten nicht gesehen!“

„Stimmt! Seit meiner Hochzeit. Bitte, hier hinein! Silda hat sich ein bißchen hingelegt. Ich habe mir das ganz abtrainiert. Ich bin überhaupt nur noch Dienst. Kommst, wenn Du willst. Aber nun mach' Dir's bequem; ich werde Silda sofort wecken.“

„Aber bitte, lieber Egon — nur keine Götze, und Beden, das gibt es selbstredend absolut nicht. Süßlich habt Ihr's hier!“

„Silda freut sich wie ein Schneekönig. Du wirst überhaupt mit offenen Armen im Regiment empfangen. Wir sind in der letzten Zeit gar nicht so sehr mit dem Ersatz verwöhnt. Brandenburg, der jetzt Regimentsadjutant ist, war außer sich, als er gestern erfuhr, daß schon wieder so'n gewisser Müllers uns reinverlegt wird. Der Oberst nimmt ja jeden an, der kommt. Ein Fabnenjunker heißt Spinner; einer Büllmann. Ich bitte Dich, Fedor! Ausgerechnet Büllmann! Um so angenehmer sind wir deshalb sämtlich durch Deine Ankunft überrascht. Du siehst wohl aus.“

„Danke! Ich habe eben gefrühstückt. Ganz passables Hotel, dieser „Birich“. Ich wohne dort.“

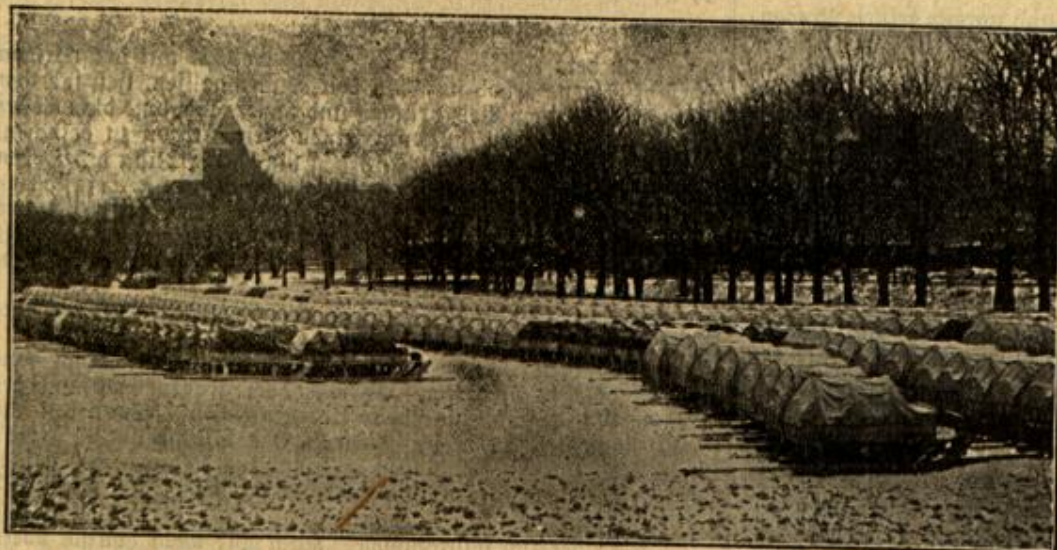
„Fast doch bei uns wohnen können, Mensch! Ich habe das als selbstverständlich angenommen. Silda auch. Die nimmt das todlicher übel — ach, da ist sie ja!“

In der geöffneten Tür stand die junge Frau des Rittmeisters. Fedor sprang auf und küßte ihr die Hand.

„Meine schöne Rufine —“ Silda lachte.

„Das ist ja entzückend, daß Du nun bei uns bist! Ich habe mich riesig gefreut. Du wirst nun immer bei uns bleiben. Du bekommst natürlich eine Schwadron hier!“

(Fortsetzung folgt.)



erkennen, wie umsichtig die deutsche Heeresleitung für den Winterfeldzug sich gerüstet hatte.

„Kleinholz“ für Wegebauten und Heizung.

Wir sehen hier deutsche Soldaten beim Holzsägen und -spalten im Argonner Wald. Die Holzknüppel werden in kleinerem Maßstabe zur Feuerung der Öfen in den Erdhöhlen, in längeren Größen aber auch zur Aufbesserung von Wegen sehr viel benützt. Unsere Soldaten sind eifrig tätig, um auf diese Art und Weise die arg gefahrenen Wege fahrbar zu machen.

Vor einem holländischen Lazarett. Ein geheilt zur Front zurückkehrender Verwundeter verabschiedet sich von seiner Pflegerin.

Der Kommandant des österreichisch-ungarischen Kriegspressequartiers Generalmajor Max Ritter von Hoen.

Der Vorstand des österreichischen Kriegspressequartiers, Max Ritter von Hoen, wurde zum Generalmajor ernannt. Er ist vom deutschen Kaiser bereits mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet worden.

Ein riesiger Schlittenpark im Osten.

Bei den letzten Kämpfen an den masurenischen Seen haben die von der deutschen Militärverwaltung für diese Kämpfe vorsorglich beschafften Schlitten hervorragende Dienste geleistet. Dadurch konnten besonders die Verfolgungskämpfe gegen die zurückfliehenden Russen sehr erfolgreich durchgeführt werden. An dem großen Park von Schlittenfahrzeugen, den unser Bild zeigt und der in der Nähe Gerdauens aufgefahren ist, kann man



Abschied vor einem Lazarett in Flandern.

Dep. Vereinigte Fotobureau.